

Deutsches Organ der Kirche Jesu Christi
der Heiligen der letzten Tage.

→ Gegründet im Jahre 1868. ←

„Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ (Ev. Matthäi 7:21.)

Nº 20.	15. Oktober 1905.	37. Jahrgang.

Die Originalität des Buches Mormon.

Vom Ältesten B. H. Roberts. (Aus der Improvement Era.)

(Fortsetzung.)

II.

Die Lehre von den entgegengesetzten Existenzen.

Zu derselben Klasse von Ideen gehört, was ich die Lehre des Buches Mormon von den entgegengesetzten Existenzen nennen werde, die bei den Scholastikern „Antinomien“ heißen würden. Wir brauchen bei der Nennung dieses Namens den Mut nicht sinken zu lassen, denn so wie das Buch Mormon diesen Gegenstand darstellt, ist er sehr leicht verständlich, wie denn diese Einfachheit der Darstellungsweise überhaupt ein Teil seiner Originalität ist und von der Tatsache seines Inspiriertseins zeugt. Die Postulierung dieser Lehre findet sich in der Rede Lehis über das Thema des Sühnopfers. Der betagte Prophet schildert die Glückseligkeit und das Elend, wie sie aus der Annahme oder Verwerfung des Opfers Christi entstehen, und fügt hinzu, daß das Elend, welches seiner Verwerfung folgt, im Gegensatz zu der Glückseligkeit steht, die auf seiner Annahme beruht. „Denn alle Dinge müssen notwendigerweise zwei entgegengesetzte Seiten haben. Wenn es nicht so wäre, mein Eingeborener in der Wüste, dann könnte die Gerechtigkeit nicht bestehen, noch die Ungerechtigkeit, weder Heiligkeit noch Elend, weder Gutes noch Böses. Also (das heißt, wenn dieser Gegensatz der Dinge nicht wäre) müßte notwendigerweise in allen Dingen eine Zusammensetzung zu einem sein; wenn es (das heißt, die Summe alles Bestehenden) ein Körper wäre, so müßte es wie tot bleiben, ohne Leben noch Tod, weder Verwesung noch Verweslichkeit, weder Glück noch Unglück, weder Gefühl noch Fühllosigkeit. Daher müßte es (das heißt, die Summe alles Bestehenden) umsonst erschaffen sein, und seine Erschaffung würde keinen Zweck gehabt haben. Dieses (das heißt, die Abwesenheit der entgegengesetzten Existenzen, welche Lehi annimmt) müßte natürlich die Weisheit Gottes und seine ewigen Zwecke, sowie auch die Macht, Güte und Gerechtigkeit des Schöpfers zerstören.“ [1])

[1]) Es ist sehr bemerkenswert, daß diese Denkweise, so außerordentlich und überraschend sie ist, mit modernen Ansichten über diesen Gegenstand übereinstimmt. Mr. Lester F. Ward,

Der inspirierte Mann geht über dieses noch hinaus und macht die Existenzen selbst von diesem Gesetz der Gegensätze abhängig:

„Und wenn ihr sagen werdet, es gibt kein Gesetz, so werdet ihr auch sagen, es gibt keine Sünde. Wenn ihr sagt, es gibt keine Sünde, so sagt ihr auch, es gibt keine Gerechtigkeit. Und wo keine Gerechtigkeit ist, da ist auch kein Glück. Und wenn keine Gerechtigkeit und Glückseligkeit wären, so wäre auch keine Strafe und kein Elend. Und wenn diese Dinge nicht sind, so ist auch kein Gott. Und wenn kein Gott wäre, so wären wir nicht, und die Erde auch nicht; denn es hätte keine Schöpfung der Dinge sein können, weder zu handeln, noch worauf gewirkt werden könnte; daher hätten alle Dinge vergehen müssen." [2])

Man mag diese Darstellung der Lehre von den Antinomien als sehr kühn betrachten; aber dennoch, denke ich, ist ihre Logik und die dadurch erreichte Schlußfolgerung unangreifbar. „Die Welt bietet uns ein Bild der Einigkeit und der Verschiedenheit," sagt S. Baring-Gould in seinem ausgezeichneten Werke. „Origin and Development of Religious Beliefs", „Einigkeit ohne Gleichförmigkeit, und Unterschied ohne Feindschaft. ...... Überall um uns her und in uns sehen wir jene radikale Antinomie. Die ganze astronomische Ordnung löst sich in Anziehung und Abstoßung, in eine centripetale und eine centrifugale Kraft auf; die chemische Ordnung, in eine Antinomie der positiven und negativen Elektrizität, die die Substanzen zersetzt und sie wieder zusammenfügt. Das ganze sichtbare Weltall bietet uns die Antinomie von Licht und Finsternis, Bewegung und Ruhe, Wärme und Kälte, des Einen und des Vielfachen. Die Ordnung des Lebens geht auf in die Antinomie des Einzelwesens und der Art, des Besonderen und des Allgemeinen; die Ordnung unserer Gefühle in die der Freude und der Trauer, des Glückes und des Schmerzes; die unserer Begriffe, in die Antinomie des Realen und des Ideellen; die unseres Willens, in die Zustände der Tätigkeit und des Leidens.[3])

Die Existenz des Bösen in dieser Welt ist immer ein sehr ärgerliches Problem sowohl für die Theologen als auch für die Philosophen gewesen, und hat zu den denkbar wildesten Spekulationen geführt. Es wird jedoch für unseren Zweck genügend sein, wenn wir die Anerkennung großer Autoritäten der Schwierigkeiten dieses Problems anführen. Unter denen, die diese Schwierigkeiten gefühlt und zum Ausdruck gebracht haben, wissen wir keinen, der es besser als Henry L. Mansel in seinen berühmten Bampton-Vorlesungen über die Grenzen des religiösen Gedankens (1858) getan hätte, in welchen er sagt:

„Das wirkliche Rätsel der Existenz — das Problem, welches alle Philosophie und leider auch alle Religion verwirrt, insofern Religion ein Ding der

auf dessen Werke ich mich bereits in diesem Kapitel bezogen habe, kommt auf einem sehr ähnlichen Wege zu demselben Schlusse. Die darauf bezügliche Stelle lautet:

„Das Vergnügen, Gutes zu tun, gehört zu den schönsten, deren der Mensch fähig ist, und wird tausenden von edlen Menschen zum ständigen Antrieb. Es wird gewöhnlich als das höchste aller Motive angesehen, und von vielen als das Endziel betrachtet, nach welcher alle Tätigkeit streben sollte. Es sollte zuerst bemerkt werden, daß die Ausführung einer guten Handlung an sich das Böse, d. h. den Schmerz, zur Voraussetzung hat. Gutes tun ist notwendigerweise entweder darauf gerichtet, das Vergnügen zu vermehren oder den Schmerz zu verringern. Nun, wenn alle sich bestreben, Gutes zu tun, so könnte man behaupten, daß das Leiden der Welt in der Hauptsache verschwinden würde. Wenn wir zugeben, daß es einige Übelstände gibt, die der Mensch nicht beherrscht; wenn wir ferner voraussetzen, daß durch den vereinigten Altruismus alle die angreifbaren Übelstände beseitigt wären, so würde es für die Altruisten nichts mehr zu tun geben. Durch ihre eigenen Handlungen würden sie sich ihres Berufes beraubt haben. Sie müßten sich unglücklich fühlen, da das Vergnügen, das ihnen von allen allein begehrenswert erschien, nicht mehr möglich wäre, und dieses Unglück aus Langeweile würde zu denen gehören, die keine menschliche Macht lindern kann. Es würde ein altruistischer Akt sein, sich selbst dem Schmerze auszusetzen, damit anderen die Gelegenheit gegeben werde, durch die Linderung desselben Freude zu haben. Ich stelle dies nicht so dar, um den Altruismus zu entmutigen, sondern einfach um zu zeigen, wie kurzsichtig das meiste ethische Denken ist."

[2]) 2. Nephi 2.

[3]) Origin and Development of Religious Beliefs, Band 2, Seite 22, 23.

menschlichen Vernunft ist — ist die Tatsache, daß das Böse überhaupt besteht, nicht, daß es während einer längeren oder kürzeren Zeit besteht. Ist Gott jetzt nicht unendlich, weise, und heilig, und mächtig? Und besteht die Sünde nicht neben jener unendlichen Heiligkeit und Weisheit und Macht? Muß Gott in der Zukunft heiliger und weiser und mächtiger werden, muß das Böse ausgerottet werden, um für seine Vollkommenheiten Raum zu machen? Steigt und fällt die Unendlichkeit seiner unendlichen Natur mit jeder Vermehrung oder Verringerung in der Summe der menschlichen Schuld und des menschlichen Elends? Gegen diese unbewegliche Schranke der Existenz des Bösen sind die Wogen der Philosophie unaufhörlich seit dem Geburtstage des menschlichen Gedankens angestürmt, und zerbrochen und hilflos von ihr wieder zurückgefallen, ohne auch den kleinsten Teil dieses trotzigen Felsens bewegt, ohne einen Zug seines finstern und schroffen Antlitzes gemildert zu haben.“ [1])

Dann geht dieser wirklich große Schriftsteller daran, durch stillschweigende Folgerung zu zeigen, daß weder die Religion noch die Philosophie dieses Problem von der Existenz des Bösen gelöst hat.

„Aber dieses Mysterium (d. h. die Existenz des Bösen), so groß und unauflöslich wie es ist, bildet nur eine Seite eines noch allgemeineren Problems: es ist weiter nichts als die moralische Form des ewig wiederkehrenden Geheimnisses des Unendlichen. Wie das Unendliche und das Endliche in irgend einer Form des Gegensatzes oder sonstigen Beziehung zusammen bestehen können, wie unendliche Weisheit neben endlichem Zufall, wie die unendliche Güte neben dem endlichen Bösen, wie das Unendliche auf irgend eine Weise bestehen kann ohne das Weltall der Wirklichkeit zu erschöpfen — dies ist das Rätsel, welches die unendliche Weisheit allein lösen kann, das Problem, dessen bloße Gestaltung ausschließlich jener allgemeinen Erkenntnis angehört, welche das Weltall des Seins erfüllt und umfaßt.“ [2])

In der Gegenwart dieser Reflektionen können wir also nicht daran zweifeln, daß die Existenz des moralisch Bösen eine der ernsten Schwierigkeiten der Welt ist; und irgend eine Lösung derselben, die das Buch Mormon zu geben vermöchte. mit der Bedingung, daß sie ein wirkliches Hilfsmittel bildet, wird ein wertvoller Beitrag zu der Erleuchtung der Welt, eine wirkliche Offenbarung, ein Lichtstrahl aus dem inneren Tatbestande der Dinge sein. Laßt uns sehen, ob es dieses tut.

In Anbetracht der Äußerungen des Buches Mormon, die wir bereits angeführt haben, sind wir gerechtfertigt zu sagen, daß sowohl das Böse als auch das Gute zu den ewigen Dingen gehört. Seine Existenz hat nicht mit seinem Erscheinen auf der Erde begonnen. Das Böse bestand sogar im Himmel, denn Lucifer und viele andere Geister sündigten dort, erhoben sich gegen den unvergleichlichen König des Himmels, überzogen ihn mit Krieg und wurden ihrer Übertretung wegen auf die Erde hinuntergeworfen.[3])

Das Böse ist nicht von der Natur des Erschaffenen [4]), es hat stets als der Hintergrund des Guten bestanden. Es ist so ewig wie das Gute, es ist so ewig

---

[1]) Limits of Religious Thought, Mansel, S. 197.

[2]) Ibid, S. 197—8.

[3]) Cf. Offenb rung 12 : 7. Epistel S. Judä 6.

[4]) Für den Fall, daß einer von denen, die alles aus der Schrift beweisen, mich eines Fehlers zeihen und mir die Worte Jesajas: „Ich bin der Herr . . . . , der ich Frieden gebe und schaffe das Übel,“ die einzige Stelle in der heiligen Schrift, in der die Erschaffung des Übels dem Herrn zugeschrieben wird, zitieren sollte, so will ich dem vorbeugen und sagen, daß ziemlich allgemein zugegeben wird, daß in diesen Worten Jesajas keine Anspielung auf das „moralische Übel“ liegt, sondern nur auf solche Übelstände, die als Gerichte des Herrn auf die Menschen als eine Strafe kommen, z. B. Hungersnot, Pestilenz oder Krieg; solch ein „Übel“ würde als die natürliche Antithese „Frieden“ stehen, welcher Ausdruck den Worten „und schaffe das Übel“ vorangeht. Also „Ich bin der Herr . . . . , der ich Frieden gebe und schaffe (das Gegenteil dazu) das Übel der Trübsale und der Strafen, aber nicht das Übel der Sünde.“ (Kath. Kommentar zu Jesaja 45 : 7). Außerdem haben wir den klarsten schriftlichen Beweis in der heiligen Schrift, daß das moralisch Böse nicht ein Erzeugnis Gottes

wie das Gesetz, es ist so ewig wie das Ausübungsvermögen der Intelligenz. Die Sünde [1]), welche das Böse wirkend ist, ist die Verletzung des Gesetzes, und so lange das Ausübungsvermögen der Intelligenz und das Gesetz bestanden haben, hat die Möglichkeit der Verletzung des Gesetzes bestanden; und ebenso, wie das Ausübungsvermögen der Intelligenz und das Gesetz ewig bestanden haben, so auch hat das Übel, entweder ruhend oder wirkend bestanden, und wird auch fernerhin so bestehen.

Das Böse kann nicht auf Gott als Urheber zurückgeführt werden. Er ist nicht sein Schöpfer. Es ist eines von jenen unabhängigen Existenzen, die unerschaffen sind, und die zu der Kategorie der ewigen Dinge gehören. Während wir nicht bereit sind, die Lehre einiger Philosophen anzunehmen, die da sagen, daß das Gute und das Böse zwei verschiedenen Seiten eines und desselben Dinges sind [2]), so sind wir doch bereit zu glauben, daß das Böse ein notwendiger Gegensatz des Guten und zur Verwirklichung der Harmonie des Weltalles unerläßlich ist. „Das Gute kann nicht ohne die Antithese des Bösen, den Hintergrund, auf welchem es produziert und bekannt wird, bestehen.“ [3]) Wie von Orlando J. Smith bemerkt wird, „existiert das Böse in dem Gleichgewicht der natürlichen Kräfte. Es ist auch der Hintergrund des Guten, und die Prüfung des Guten, ohne welche das Gute nicht sein könnte. So wie die Tugend des Mutes nicht ohne das Böse der Gefahr bestehen kann, oder wie ohne eine Tugend des Mitleides nicht an ein Übel des Leidens gedacht werden kann, gerade so könnte keine andere Tugend ohne ihr entsprechendes Übel bestehen. In einer Welt ohne Übel, wenn eine solche überhaupt denkbar ist, würden alle Menschen vollkommene Gesundheit, vollkommene Intelligenz und vollkommene Moral haben. Niemand würde Belehrungen empfangen noch Belehrungen geben, da ja eines jeden Kenntnisse vollkommen sind. Die Temperatur würde beständig auf siebzig stehen, da beides, Hitze und Kälte, ein Übel wären. Es könnte dort keinen Fortschritt geben, da Fortschritt in der Überwindung des Bösen besteht. Eine Welt ohne Böses würde sein wie Arbeit ohne Anstrengung, wie Licht ohne Finsternis, wie ein Kampf ohne Gegner. Es würde eine Welt ohne Bedeutung sein. [4]) Oder, wie Lehi es noch viel ausdrucksvoller sagt, nachdem er die Lage ohne die Existenz von Gegensätzen beschrieben hat: „Also müßten notwendigerweise alle Dinge eine Zusammensetzung zu Einem sein; wenn es (d. h. die Summe der Dinge) ein Körper wäre (d. h. einer Natur, nur sogenanntes Gutes ohne Böses), so müßte es notwendigerweise wie tot bleiben, ohne weder Leben noch Tod, weder Verwesung noch Verweslichkeit, weder Glück noch Unglück, weder Gefühl noch Gefühllosigkeit zu haben. Daher müßte es (d. h. die Summe der Dinge) umsonst erschaffen sein, und seine Erschaffung würde keinen Zweck gehabt haben. Dieses (d. h. die Abwesenheit der Gegensätze) müßte daher notwendigerweise die Weisheit Gottes, seine ewigen Zwecke, sowie auch die Macht, Güte und Gerechtigkeit des Schöpfers vernichten.“ [5])

Gerade so wie kein Gutes ohne die Antinomie des Bösen bestehen kann, so kann es auch kein Gutes ohne seine Antinomie oder seinen Gegensatz — das Böse — geben. Das Bestehen des einen setzt das Bestehen des anderen voraus, und umgekehrt, das Nicht-Bestehen des letzteren würde das Nicht-Bestehen des

ist. „Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde. Denn Gott kann nicht versucht werden zum Bösen, und er selbst versuchet niemand.“ Das heißt, der Herr hat nichts zu tun mit der Erschaffung des moralisch Bösen, sondern „ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.“ (Jakobus 1, 13—15).

[1]) 1. Johannes 3:4.

[2]) Eternalism, Orlando J. Smith, S. 205—6.

[3]) Scotus Erigena, in Neander, Gesch. der christlichen Religion und Kirche. Band 3 S. 465. Engl. Ausg.

[4]) Eternalism, S. 30, 31.

[5]) 2. Nephi 2:11.

ersteren in sich schließen. Von dieser Basis aus kam Lehi zu dem Schlusse, daß entweder die Lehre von den Antinomien von dem Bestehen der Gegensätze wahr sei, oder es gäbe nichts Bestehendes. Oder in seinen eigenen Worten: „Und wenn ihr sagen werdet, es gibt kein Gesetz, so werdet ihr auch sagen, es gibt keine Sünde. Wenn ihr saget, es gibt keine Sünde, so saget ihr auch, es gibt keine Gerechtigkeit. Und wo keine Gerechtigkeit ist, da ist auch kein Glück. Und wenn keine Gerechtigkeit und Glückseligkeit wären, so wäre auch keine Strafe und kein Elend. Und wenn kein Gott wäre, so wären wir nicht, und die Erde auch nicht, denn es hätte keine Schöpfung der Dinge sein können, weder zu handeln, noch worauf gewirkt werden könnte; daher hätten alle Dinge vergehen müssen." [1])

Aber da die Dinge nicht vergangen sind, sondern in Wirklichkeit bestehen, so besteht auch die Serie von Dingen, für die er eintritt. Denn, erklärt er, „es ist ein Gott, und er hat alle Dinge erschaffen, sowohl die Himmel und die Erde, und alles was darin enthalten ist; sowohl Dinge zu handeln als Dinge, auf die eingewirkt wird." [2])

Nachdem er zu diesem Schluß gelangt ist, geht Lehi von dem Allgemeinen zum Besonderen über und spricht über die Einführung dieser allgemeinen Antinomie in unserer Welt wie folgt:

„Und um seine (Gottes) ewige Zwecke zu stande zu bringen, in Hinsicht des Menschen, nachdem er unsere ersten Eltern erschaffen hatte . . . . mußte notwendig ein Gegensatz stattfinden, selbst die verbotene Frucht im Gegensatz zu dem Baum des Lebens, der eine süß und die andere bitter. Daher gab Gott der Herr, den Menschen die Macht, für sich selbst zu handeln; aber das wäre unmöglich, es sei denn, daß sie von dem einen oder dem anderen angezogen würden. [3]) Nach den Dingen, die ich gelesen habe, muß ich vermuten, daß ein Engel Gottes vom Himmel gefallen ist, so wie da geschrieben steht; daher ist er ein Teufel geworden, weil er gesucht hatte, das zu tun, was Gott mißfällig war. Und weil er vom Himmel gefallen und auf ewig unglückselig geworden war, suchte er auch das Unglück der ganzen Menschheit herbeizuführen. Daher sagte er, die alte Schlange, der Teufel, der Vater aller Lügen, zu Eva: Genießet von der verbotenen Frucht, und ihr sollt nicht sterben, sondern ihr werdet wie Gott sein, und Gutes und Böses erkennen. Und nach dem Adam und Eva von der verbotenen Frucht genossen hatten, wurden sie aus dem Garten Eden vertrieben, um das Land zu bebauen. Sie zeugten Kinder, ja sämtliche Einwohner der ganzen Erde." [4])

Dann folgt Lehis Abhandlung über den Grund des Sündenfalles und den Zweck der menschlichen Existenz.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) 2. Nephi 2:13.

[2]) Ibid 2:14.

[3]) Über eine solche Proposition sagt Dr. Jacob Cooper (August 1903), von Rutgers College, im Anfange eines Artikels über „Theodicee" (die Rechfertigung der götlichen Vorsehung durch den Versuch, die Existenz des Bösen mit der Güte und Herrschaft des Herrn zu versöhnen): „Zu jeglichem Wege des Betragens muß es eine Alternative geben, um ihr moralische Qualität zu verleiden. Wir haben nicht mit einer eingebildeten, sondern mit einer wirklichen Welt zu tun, nicht mit einem Zustande, der ganz verschieden von dem ist, durch welchen der Charakter entwickelt wird. Wenn es solche Qualitäten wie Gerechtigkeit, Tugend, Verdienst als das Resultat guter Handlungen geben soll, so muß auch eine Bedingung bestehen, unter welcher diese Dinge möglich sind. Und dies kann nur stattfinden, wo es eine Alternative gibt, die aus freier Wahl angenommen werden kann. Wenn die Arbeit eines Menschen darin besteht, seinen Charakter zu bilden, wenn seine Erfahrung von einer Disziplin abhängt, durch welche er beständig für das größere Gute und einen weitern Handlungskreis befähigt wird, so muß er auch die Verantwortlichkeit haben, für sich selbst eine Laufbahn zu wählen, die verschieden von der ist, die an die niedrigeren Eigenschaften seiner Natur appelliert."

[4]) 2. Nephi 2:15—20.

Meine Bekehrung zum Evangelium und mein Zeugnis von seiner Wahrheit.

Im August 1861 zu Norwalk im Staat Connecticut, Amerika, wurde ich bekannt mit einem Herrn Aaron Bradley, Mitglied der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage. Dazumal herrschte der Krieg zwischen Süd- und Nord-Amerika, und jedermann war aufgeregt darüber. Dieser Herr Bradley erzählte mir, daß Joseph Smith eine Offenbarung betreffs jenes Krieges gehabt hätte, mehr als 20 Jahre, ehe er stattfand, und daß sie buchstäblich in Erfüllung gegangen sei. Er fragte mich, was meine Meinung sei betreffs Joseph Smith. Ich erwiderte, daß ich anerkennen müsse, daß er ein hellsehender Mann gewesen sei, wenn nichts anderes. Er fragte mich, ob ich etwas betreffs seiner Religion lesen würde. Ich sagte ihm, recht gerne. Er gab mir die Stimme der Warnung. Mit größter Neugierde fing ich an zu lesen und von allem Anfang an machte es einen tiefen Eindruck auf mein Gemüt. Ich prüfte, was ich las, und in weniger als einer halben Stunde gab ich Zeugnis, daß es die Wahrheit sei, denn ich erkannte, daß ein gottloses Volk, als welches die Mormonen verschrieen waren, nicht solche mit der Liebe übereinstimmende Lehren verkündigen könnten, wie sie in der Stimme der Warnung dargetan waren. Es wurde mir so interessant, daß ich die Bibel zur Hand nahm mich in ein Zimmer einschloß und die angeführten Schriftstellen aufsuchte und prüfte. Ich fühlte mich gedrungen, zu beten. Zum ersten Mal fiel ich auf meine Kniee vor Gott und bat Ihn um ein Zeugnis, und der, welcher jedem reichlich gibt und niemand aufrückt, gab auch mir, denn ich erhielt ein Zeugnis von der Wahrheit, ehe ich mich von meinen Knieen erhob. Dieses Gefühl kann nicht beschrieben werden, es muß erfahren sein. Einen solchen Frieden und eine solche Freude erfuhr ich nie zuvor in meinem Leben. Zuvor war ich immer im Zweifel, denn ich konnte nicht einsehen, welche von all den verschiedenen Glaubensparteien die richtige sein könnte. Nun fand ich das Evangelium, wie es Christus und seine Jünger lehrten, und ich war zufrieden. Ferner gab mir Herr Bradley ein Buch, genannt das Reich Gottes, geschrieben von Apostel John Taylor. Ich las es halb durch, und war so überzeugt von der Wahrheit, daß ich wünschte getauft zu sein. Jedoch sollte mir ein heftiger Kampf bevorstehen. Mit größter Freude verkündete ich die frohe Botschaft meinen Verwandten und Freunden, aber zu meinem Erstaunen verlachten und verachteten mich alle und wurden mir feindlich gesinnt, und ein heftiger Kampf entspann sich in mir. Entweder mußte ich alle mir so lieb gewordenen Verwandten und Freunde verlassen, oder das Evangelium verwerfen. Als ich in dieser Verzweiflung war, fiel mir ein, was Paulus zur Antwort gab, als er aufgefordert wurde, aufzuhören, das Evangelium zu verkündigen, und er erwiderte: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Diesem Entschlusse folgend, begehrte ich, getauft zu werden, und am 17. September 1861 wurde ich durch die Taufe der Kirche zugetan, und habe während dieser Zeit nie mehr Zweifel an diesem Werk gehabt, und bitte den himmlischen Vater, mich stets in der Wahrheit zu erhalten. Im Jahr 1877 wurde ich berufen, eine Mission in der Schweiz und Deutschland zu erfüllen. Ums Jahr 1879 erhielt ich die Erlaubnis zur Heimkehr. Während dieser Zeit fand ich viele getreue Brüder und Schwestern, welche mir meinen Aufenthalt in ihrer Mitte angenehm machten. Nun nach einer Abwesenheit von 26 Jahren bin ich wieder begünstigt, diesem Lande einen Besuch abzustatten, und freue mich, dasselbe Zeugnis wieder ablegen zu dürfen, wie zuvor. Auch bin ich sehr erfreut, zu sehen, wie das Werk des Herrn im Wachstum begriffen ist. Zu meiner Zeit waren ungefähr 15 Missionäre in dem Felde. Heute sind 117, und Nachfrage für viel mehr. Das Feld ist sicherlich groß und der Arbeiter wenige. Auch sind die Gemeinden viel größer und das Werk mehr systematisch. Die Aeltesten sind sehr eifrig im Verteilen von Traktaten und

rufen Buße und Bekehrung allen Menschen zu. Sie verkündigen die Notwendigkeit der Taufe zur Vergebung der Sünden, und aufrichtige Seelen nehmen das Zeugnis der Ältesten an, und es ist ein beständiger Zuwuchs trotz aller Verfolgung. Wahrlich, Mormonismus ist Wahrheit und wird zunehmen und bestehen, bis wir über die Ruinen der Welt pflügen. Möge Gott uns allen Kraft geben, treu zu bleiben bis ans Ende, ist das Gebet Euers Bruders im Herrn

Heinrich Flamm.

Die Geschichte des Propheten Joseph Smith.

Geschrieben von seiner Mutter Lucy Smith.

(Fortsetzung.)

Es war ein Übereinkommen getroffen worden, daß, wenn Joseph die genügende Zeit gehabt hätte, die Reise zu machen und einige von den ägyplischen Schriftzeichen zu kopieren, Martin Harris ihm folgen sollte, und daß dieser dann die Kopie mit nach den östlichen Staaten nehmen sollte, und auf seinem Wege dorthin alle Sprachgelehrten aufsuchen, um ihnen eine Gelegenheit zu geben, ihr Talent durch eine Übersetzung der Buchstaben zu zeigen.

Als Mrs. Harris hörte, was ihr Gatte zu tun beabsichtigte, entschlöß sie sich, ihn zu begleiten; aber da er zu dem Schlusse kam, daß es besser wäre, wenn er ohne sie ginge, so reiste er ohne ihr Wissen in Begleitung meines Sohnes ab.

Mrs. Harris vermißte ihren Gatten sehr bald, und kam zu mir, um ausfindig zu machen, wo er wäre. Ich sagte ihr, was er über seine Abreise gesagt hatte, äußerte jedoch nichts von den Bemerkungen, die er über sie selbst gemacht hatte.

Als sie dies vernahm, geriet sie außer sich, und klagte mich an, die ganze Sache eingefädelt zu haben. Ich verwahrte mich jedoch dagegen, indem ich versicherte, nichts mit dem Plan noch mit seiner Ausführung zu tun gehabt zu haben. Ferner, daß die häuslichen Angelegenheiten, welche die natürliche Aufgabe einer Frau ausmachen, alles sei, das ich zu leiten versuchte, oder womit ich mich abgäbe, wofern mein Gatte oder mein Sohn mich dazu beauftragten.

Mrs. Harris sagte darauf, daß sie Eigentum besäße, und daß sie es wohl in Acht zu nehmen verstehe, wovon sie mich überzeugen wolle.

„Halt, bitte,“ sagte ich, „wissen Sie nicht, daß wir Sie niemals um Geld oder Eigentum gefragt haben. Und daß, wenn wir gewollt hätten, wir wenigstens zweihundert und fünfundsiebenzig Dollar von Ihrem baren Gelde erlangt haben könnten?“ Sie bejahte dies; nichtsdestoweniger ging sie sehr wütend nach Hause, entschlossen, für die Behandlung, welche ihr zuteil geworden war, Genugtuung zu haben.

Nach kurzer Zeit kam Mr. Harris wieder zurück, und der Zorn seiner Frau wurde durch seine Gegenwart wieder frisch angefacht, so sehr, daß sie ein besonderes Bett und Zimmer für ihn einrichtete, in welches Zimmer sie sich zu gehen weigerte.

Ein junger Mann, namens Dikes, hatte Martin Harris ältester Tochter Lucy etwas den Hof gemacht. Diesen jungen Mann mochte Mr. Harris sehr gern, und seine Tochter Lucy war ihm keineswegs abgeneigt, aber Mrs. Harris war natürlich ganz entschieden gegen ihn. Jedoch, just zur Zeit dieser Krise faßte sie einen Plan, der ihr Betragen gegen Mr. Dikes erheblich änderte. Sie sagte ihm, daß, wenn er es fertig brächte, die ägyptischen Schriftzeichen aus dem Besitze Martin Harris zu erlangen, wenn er ferner in Palmyra ein Zimmer nähme und sie dort abschriebe und ihr dann die Kopie brächte, so würde sie ihre Einwilligung zu seiner Heirat mit ihrer Tochter Lucy geben.

Auf diesen Vorschlag ging Mr. Dikes frohgemut ein. Genüge es zu sagen,

daß es ihm gelang, sie zufrieden zu stellen, und daß er auf diese Weise die verheißene Belohnung empfing.

Als Mr. Harris anfing, Vorbereitungen zu treffen, um zum zweiten Male nach Pennsylvanien zu gehen, wo er für Joseph zu schreiben gedachte, sagte ihm seine Frau, daß sie ganz fest entschlossen sei, ihn zu begleiten. Da Mr. Harris keine besonderen Einwände dagegen hatte, so antwortete er ihr, daß sie es tun möge, daß sie gehen und ein oder zwei Wochen bleiben könne, daß er sie dann wieder nach Hause bringen würde. Er gedächte danach wieder (nach Pennsylvanien) zurückzukehren und abermals für Joseph zu schreiben. Sie war damit ganz zufrieden, aber Mr. Harris ahnte nicht, was er dadurch über sich heraufbeschworen hatte. Das erste Mal, daß er die vorerwähnten Buchstaben zeigte, zog sie eine genaue Kopie derselben aus der Tasche und sagte den Anwesenden, daß „Joe Smith“ nicht der einzige sei, der sich im Besitze jener großen Sehenswürdigkeit befände, daß sie auch diese Buchstaben besäße, und daß die ihren gerade so echt seien als die ihres Gatten. Dies war ihr beständiges Betragen, bis zu der Zeit, da sie in Josephs Hause ankamen.

Sobald sie dort angelangt war, teilte sie ihm mit, daß sie gekommen sei, die Tafeln zu sehen, und daß sie nicht weggehen würde, bis sie ihren Zweck erreicht hätte. Demgemäß begann sie unverzüglich, in allen Winkeln und Ecken des Hauses und Kisten und Kasten und Behältern umherzustöbern, infolgedessen Joseph sich genötigt sah, sowohl die Brustplatte als auch den Bericht aus dem Hause zu entfernen und sie wo anders zu verstecken. Da sie sie nicht in dem Hause fand, so kam sie zu dem Schlusse, daß Joseph sie vergraben habe. Am nächsten Morgen fing sie daher außerhalb des Hauses zu suchen an, welches sie bis um zwei Uhr Nachmittags fortsetzte. Danach kam sie ziemlich ärgerlich ins Haus, und nachdem sie sich gewärmt hatte, fragte sie Joseph, ob es in jener Gegend Schlangen im Winter gäbe. Er verneinte. Dann sagte sie: „Ich bin im Walde umhergegangen, um die Lage Ihres Grundstückes anzuschauen, aber als ich umkehrte, um nach Hause zurückzukehren, richtete sich eine große schwarze Schlange vor mir auf und zischte mich an.“

Die Frau war so verlegen und enttäuscht, daß sie das Haus verließ und während ihres Aufenthaltes in Pennsylvanien sich bei einem nahen Nachbar einmietete, welchem sie erzählte, daß sie am vorhergehenden Tage nach den Tafeln gesucht hätte, und daß, nach beschwerlichem Suchen, sie schließlich an eine Stelle gekommen sei, wo dem Scheine nach, wie sie glaubte, diese vergraben sein müßten; aber da sie sich bückte, um den Schnee und die Blätter hinwegzukratzen und sich Gewißheit zu verschaffen, sei sie auf eine schreckliche schwarze Schlange gestoßen, die ihr einen furchtbaren Schrecken eingeflößt habe. Sie sei daher so schnell wie möglich nach dem Hause zurückgelaufen.

So lange diese Frau in der Nachbarschaft blieb, tat sie alles Mögliche, um Joseph bei seinen Nachbarn zu schädigen, indem sie ihnen sagte, daß er ein großer Betrüger sei und durch seine Lügen ihren Gatten zu dem Glauben gebracht habe, daß er (Joseph Smith) ein großer Mann sei, nur aus schlechter Absicht auf das Eigentum ihres Gatten.

Als sie ungefähr zwei Wochen nach ihrer Ankunft in Harmony, dem Wohnorte Josephs, wieder nach Hause zurückkehrte, versuchte sie ihren Gatten davon abwendig zu machen, noch irgend etwas mit der Veröffentlichung des Berichtes zu tun zu haben. Martin Harris jedoch ließ sich dadurch nicht beeinflussen, sondern kehrte (zu Joseph) zurück und fuhr fort, für ihn zu schreiben.

Sogleich, nachdem Martin Harris nach Pennsylvanien gereist war, ging seine Frau von Ort zu Ort und von Haus zu Haus und erzählte ihren Kummer, indem sie sagte, daß Joseph Smith das Volk hinters Licht führe, daß er es täte, um ihr ihr ganzes Eigentum wegzunehmen, und daß sie sich genötigt sähe, einige wenige Dinge bei fremden Leuten in Verwahrung zu geben, um ihrer sicher zu sein.

Demgemäß schleppte sie ihre Möbel, Leinen und Bettzeug und auch anderes bewegliche Eigentum weg, bis sie aus dem Hause beinahe alles fortgeschafft hatte, was entweder zum Gebrauch oder zur Bequemlichkeit dienen konnte, und welch alles sie zu ihren Freunden und Bekannten brachte, zu denen sie genügend Vertrauen hatte, um der künftigen Sicherheit dieser Dinge sicher zu sein.

25. Kapitel.

Martin Harris erhält die Erlaubnis, das Manuskript mit sich nach Hause zu nehmen.

Er verliert es. — Die Zeit der Trauer, welche darauf folgt.

Nachdem Martin Harris ungefähr einhundertundsechzehn Seiten für Joseph geschrieben hatte, fragte er meinen Sohn um die Erlaubnis, es mit sich nach Hause zu nehmen, damit seine Frau es lese, denn er hoffte, daß dies einen günstigen Eindruck auf sie machen würde.

Joseph war bereit, seinem Freunde zu willfahrten, soweit dies möglich wäre; er fragte deshalb den Herrn, um zu wissen, ob er tun dürfe, wie Martin Harris von ihm verlangt hatte, aber es ward ihm abgeschlagen. Martin Harris war damit nicht sehr zufrieden, und auf seine dringende Bitte fragte Joseph nochmals, aber zum zweiten Male wurde ihm die Erlaubnis verweigert. Dennoch bestand Martin Harris auf seinem Vorhaben, und Joseph fragte noch einmal, aber dieses Mal war die Antwort nicht wie die beiden vorhergehenden Male. In dieser erlaubte der Herr dem Martin Harris, das Manuskript mit sich nach Hause zu nehmen, unter der Bedingung, daß er es nur fünf Personen, die er erwähnt hatte und die zu seiner Familie gehörten, und keinem weiter zeigen würde.

Mr. Harris war sehr erfreut darüber, und gab schriftlich das feierliche Versprechen, daß er die Anweisungen befolgen würde; worauf er das Manuskript nahm und nach Hause ging. Joseph ahnte nicht, daß sein Freund sein Versprechen brechen würde, er machte sich also keinerlei Gedanken über diese Angelegenheit.

Kurz nachdem Mr. Harris abgereist war, wurde Josephs Frau Mutter eines Sohnes, der ihr jedoch nicht lange geschenkt sein sollte, bis er ihr durch den Tod wieder entrissen wurde. Und auch die Mutter schien eine Zeit lang mit dem kleinen Kinde eher dem Tode entgegen zu gehen, als bei ihrem Gatten unter den Lebenden zu bleiben. Solch war ihr Zustand während zweier Wochen, daß Joseph nicht eine Stunde völlig schlief. Nach dieser Zeit begann sie jedoch besser zu werden; jedoch in dem Maße, wie Josephs Besorgnis um sie sich verringerte, fing eine andere Sorge an, in ihm zu wachsen. Martin Harris war beinahe drei Wochen abwesend, und Joseph hatte ganz und gar nichts von ihm gehört, welches nicht der bei ihrer Trennung gemachten Vereinbarung gemäß war. Dennoch verbarg Joseph seine Besorgnis vor seiner Frau, da er fürchtete, daß, wenn sie davon hörte, es sie zu sehr aufregen könnte.

Einige Tage später jedoch fing sie selbst davon an und sprach den Wunsch aus, daß Joseph gehen möge und ihre Mutter bringen, damit sie bei ihr bliebe, während er nach Palmyra ginge, um den Grund von der Abwesenheit Martin Harris, und seines Stillschweigens zu erfahren. Zuerst wollte Joseph nichts davon hören, aber da er sie so guten Mutes sah, und so willig, daß er gehen sollte, so gab er schließlich nach.

Er nahm die erste Post, die nach Palmyra abging, und als er allein war, fing er an, über das Betragen Martin Harris, nachzudenken, und über die Gefahr, der er (Joseph) sich ausgesetzt hatte, indem er das Manuskript aus den Händen ließ, denn es konnte, im Falle Martin Harris es verloren hatte, nicht wieder erlangt werden, ausgenommen durch die Macht des Herrn, worauf Joseph kaum hoffen konnte. Auch mußte er denken, daß, da er auf seinem Ansuchen vor dem Herrn bestanden hatte, er vielleicht in Übertretung verfallen sei und deshalb das Manuskript verloren habe. (Fortsetzung folgt.)

Der Stern.

Deutsches Organ der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

Zeichen der Zeit.

In diesen Tagen macht wieder einmal ein Bericht über die angebliche Vielweiberei und sonstige Greuel in Utah die Runde durch die Zeitungen. Mrs. Schoff, die Vorsitzende des nationalen Mütterkongresses, gibt in einem Newyorker Blatte „einen Aufsehen erregenden" Bericht zum Besten, der Utah in das schwärzeste Licht stellt. Während ihres Aufenthaltes dort habe sie sich zum Schutze ihres Lebens ständig mit einer Schutzwache umgeben müssen. Die Polygamie blühe nach wie vor, die Männer seien an das System, mehrere Frauen zu haben, so gewöhnt, daß sie sich weigern davon abzulassen. Das Leben des Senators (soll wohl heißen Ex-Senators) Cannon, der gegen die Mormonen-Kirche kämpft, ist gefährdet; sein eigener Vater, ein Mormonenapostel, habe ihn verstoßen und enterbt. Die Gesellschaft in Utah sei keine Gesellschaft. Junge Leute, die eine Tanzgesellschaft besuchen, können nicht wissen, ob sie mit einer verheirateten Frau tanzen, viele Mädchen sind insgeheim verheiratet. Die Urkunden liegen im Mormonentempel, und außerhalb desselben weiß niemand davon. Es herrsche ein entsetzlicher Zustand. Die ärmeren Frauen, die Frauen von Polygamisten sind, arbeiten manchmal zu zweien und dreien in den Häusern reicher Familien, um ihre Männer und Sprößlinge zu erhalten. Senator Smoot dürfe natürlich nicht im Senate der Union sitzen, weil er ein Mormone sei; die Mormonen beherrschten die Politik in Idaho, Utah, Montana, Nevada, New-Mexiko und Arizona. Und was des Schönen noch mehr ist.

Nur der, welcher mit den Lehren des Mormonismus und den Zuständen unter seinen Anhängern nur oberflächlich oder von Hörensagen bekannt ist, der die Geschichte der Heiligen der letzten Tage nicht kennt und nicht daran gewöhnt ist, sie verleumdet und mißhandelt zu sehen, der schließlich keinen genauen Begriff von den Beziehungen des Staates Utah zu den übrigen Staaten der amerikanischen Union hat, könnte am Ende daran denken, das aus diesem Berichte Zitierte für die Wahrheit zu halten. Nun ist ja leider die große Mehrzahl des Publikums in allen diesen Dingen sehr wenig bewandert; wie viele mag es nicht geben, die da wirklich erstaunen würden, wenn man ihnen sagte, daß Utah nicht etwa in einer Wüste von aller Zivilisation abgeschnitten, ohne Verbindung mit der Außenwelt, mit den größten Schwierigkeiten und nur für die Mormonen erreichbar liegt, sondern daß es von Kalifornien, Nevada, Wyoming, Idaho, Arizona, New-Mexiko ꝛc. umringt, an den größten und ältesten Verkehrsstraßen liegt, die der amerikanische Kontinent kennt; daß gerade so wie früher die Goldsucher auf ihrem Wege nach Kalifornien durch Utah kamen, so jetzt Hunderte und Tausende von Touristen und Reisenden von dem Osten der Vereinigten Staaten tagtäglich ihren Weg in den elegantesten amerikanischen Extrazügen nach dem goldenen Staate nehmen und von dort wieder zurückkehren; daß in der Salzseestadt dieselben Gebräuche und Gewohnheiten, dieselbe Freiheit und öffentliche Sicherheit, derselbe Handel und Wandel, die gleichen Einrichtungen von den modernen bis zu den modernsten herrschen und zu haben sind wie in sonst einem andern Teile der Vereinigten Staaten, und daß der, welcher sich von Utah und der Salzseestadt einen andern als diesen Begriff macht, einfach unwissend ist. Utah und die Salzseestadt hängen so eng mit dem Reste der amerikanischen Union zusammen, sind von ihr aus gerade so gut und leicht zugänglich und erreichbar und in demselben Maße beeinflußt als sonst ein anderer Teil jenes Landes; alle sonst in den Vereinigten Staaten existierenden Bedingungen sind auch im allgemeinen in Utah vertreten. Wenn trotz alledem Mrs. Schoff sich dort nur inmitten einer Leibwache hat bewegen können, so muß sie allerdings ein Ungeheuer von

so gemeingefährlicher Natur sein, daß ihr freies Herumlaufen unter Umständen sehr schwere Folgen für das Publikum hätte nach sich ziehen können.

Der Haupttrumpf des ganzen famosen Berichtes ist natürlich wieder die Polygamie. Es ist wirklich merkwürdig, wie nach mehr als fünfzigjährigem Gebrauch diese alte Leimrute beim Gimpelfang immer noch so unübertreffliche Dienste leistet, wenn es gegen die Heiligen der letzten Tage geht. Was über diesen Gegenstand Unsinns geschwatzt und gedruckt worden ist, das geht ins Aschgraue. Auf ihrem einmal gefaßten Standpunkte verharrend, sind also unsere Freunde von der Verderbtheit dieser Institution fest überzeugt. Nun, wenn's ihnen Vergnügen macht, warum denn nicht, wir lassen uns deshalb wahrlich keine grauen Haare wachsen. Aber wenn sie nur dann konsequent sein wollten. Es müßte ihnen doch einfallen, daß wenn ein so unliebsames Volk wie die Mormonen sich selbst dem Untergange weihen, in dem sie der Sittenlosigkeit Tor und Fenster öffnen, die, wie die Geschichte beweist, auch die festgefügtesten Reiche und Gesellschaften zugrunde gerichtet hat, so sollte man sich doch darüber freuen und sie ruhig ihrer eigenen Vernichtung entgegengehen lassen, denn man ist ja doch von jeher darauf bestrebt gewesen, sie los zu werden. So wie sie aber sich gebärden, scheint von einer Vernichtung der Mormonen, ja nicht einmal von einem Verfall des Mormonentums die Rede zu sein. Hier stimmt also etwas nicht, wie jeder einigermaßen nachdenkliche Mensch einsehen muß; entweder ist das eine richtig oder das andere; entweder sind sie eine zügellose, verwahrloste Gesellschaft, und dann sollten zwei Generationen genügt haben, um sie und ihre Organisation zugrunde zu richten, oder aber, wenn sie trotz aller Hindernisse und Verleumdungen wachsen und blühen, so besitzen sie Eigenschaften und Tugenden, denen diese Unverwüstlichkeit des Lebens entspricht.

Nicht allein besteht dieser Widerspruch zwischen dem Urteil unserer Freunde über uns und ihren Handlungen, sondern es fehlen auch sonst bei den Mormonen alle jene Kennzeichen, die für Entartung sprechen. Erstens der Wohlstand des Volkes — fünfundneunzig Prozent aller Heiligen der letzten Tage sitzen auf ihrem eigenen Grund und Boden, während in dem übrigen großen und reichen Amerika der Prozentsatz die Zahl fünf nicht übersteigt. Unterstützungsbedürftige gibt es sehr wenige. Dieses beweist, wie unter den Mormonen gearbeitet und gespart wird. In keinem Staate Amerikas ist das Schulwesen so entwickelt wie in Utah: ausgenommen die Provinz Manitoba, schickt kein Land oder Gebiet Amerikas mehr Kinder in die Schule. Unter keinem zivilisierten Volke der Welt ist der Prozentsatz der Geisteskranken und Idioten so niedrig; was die Kriminalität anbetrifft, so fehlt sie beinahe vollständig. Ehescheidungen und die reizenden Zustände, die dazu führen, sind bei den Heiligen unbekannt; Kindesmorde, Verbrechen gegen das Leben, die schrecklichen geheimen Krankheiten, die die Jugend der zivilisierten Völker einem frühen Alter zuführt und alle die schönen Sachen, die die zivilisierte Welt sonst noch zu ihren Errungenschaften zählt, erfreuen bei den Heiligen der letzten Tage durch ihre Abwesenheit. Man ist bei ihnen wirklich einmal unter anständigen, weisen und reinen Menschen. Ihr Eheleben, wie sich dies aus dem Gesagten von selbst ergibt, ist gesund und mustergiltig, und alles dies nach fünfzig Jahren der Vielehe. Man denke also nur, ein wie schreckliches Ding diese sein, wie zersetzend sie auf die Moral des Volkes gewirkt haben muß ....

Diejenigen, welche Anstoß daran nehmen, machen den großen Fehler, vorauszusetzen, daß die Heiligen der letzten Tage so zu Werke gegangen sind, wie die Nichtmormonen dies tun würden. Da nun der Stand des Ehelebens unter den zivilisierten Nationen im allgemeinen ein so wenig ansprechender ist, da die vielen und immer mehr zunehmenden Ehescheidungen klar beweisen, daß es der heutigen Welt an der Erziehung und Vorbereitung für diesen Stand ganz und gar mangelt, da ferner es sicherlich nicht die Tugenden der Menschen sind, aus denen dieses Resultat entspringt, so könnten die Mormonen, wenn sie auf derselben Grundlage

wie die sogenannte zivilisierte Welt gebaut hätten, eine solche Einrichtung mit dem obigen Resultate überhaupt niemals durchgeführt haben, besonders wenn sie noch schlimmer sind als diese. Es liegt also auf der Hand, daß nur für das Eheleben überhaupt wohl vorbereitete Menschen an eine solche Einrichtung denken und sie erfolgreich durchführen konnten — in der Tat dürfen wir unseren Freunden getrost sagen: erstens, daß die von ihnen geübte Kritik nur beweist, wie notwendig sie es haben, vor ihrer eigenen Türe zu kehren, und zweitens, daß sie uns wohl sehr schön kritisieren können, daß sie aber sehr weit davon entfernt sind, dieses große und wichtige Problem der Ehe so zufriedenstellend und auf eine für das Allgemeinwohl so günstige Weise zu lösen als wir. Wir wissen wohl, daß sie dies nicht zugeben wollen, aber die Zeit ist ein guter Freund und wird's zeigen. Der Rassenselbstmord, der einst nur auf Frankreich beschränkt war, fängt jetzt an, sich auch unter anderen Nationen, besonders auch in den Vereinigten Staaten zu zeigen, und so lange diese Tatsachen für uns sprechen, brauchen wir keine Worte zu verlieren.

Aber wenn dies so ist, wie können nun Mrs. Schoff und andere Leute dazu kommen, die Sachlage in Utah in einem so ganz anderen Lichte darzustellen. Die Antwort auf diese Frage ist leicht gegeben. Erstens haben wir dort einen Verband von sogenannten christlichen Geistlichen, die mit der Absicht hingegangen sind, die Heiligen der letzten Tage zum Christentume zu bekehren. Trotz großer Geldopfer und sonstiger Bemühungen will dieses aber merkwürdigerweise nicht gelingen — dieses in Finsternis sitzende Volk hat nämlich das Ganze, von welchem ihm die genannten Geistlichen nur konfuses Stückwerk bringen. Das paßt nun den Herren Missionären ganz und gar nicht; die Mormonenbekehrung wäre nämlich ein sehr einträgliches Geschäft, auch gäbe sie einem einen so schönen Ruf als ein eifriger Arbeiter in dem Weinberge des Herrn. Da nun die Sache aber auf diese Weise nicht geht, so muß auf eine andere nachgeholfen werden. So haben denn diese Herren, um nicht bekennen zu müssen, daß ihr Aufenthalt unter den Heiligen der letzten Tage eigentlich ganz zwecklos ist, sich damit beholfen, aus den Ausnahmefällen Regeln zu machen und von jeher die Dinge dort so schwarz wie möglich zu schildern, damit das Publikum, welches sie unterhält, ja immer geneigt sei, ihre Aufopferungsfreudigkeit zu bewundern und die nötigen Geldmittel zu liefern. Diesem werten Gezünft haben sich andere angeschlossen, die gern im Trüben fischen, die trotz ihrer erwiesenen Unzuverlässigkeit und Inkompetenz gern in Amt und Ehren sitzen und auf Staatskosten ein schönes Leben führen möchten. Was dann die Herren Vertreter des Christentums zu erwähnen vergessen, das wird von ihren Vettern sicherlich nachgeholt. Die ganze Lebensaufgabe dieses sauberen Gelichters besteht darin, die Heiligen zu verleumden und zu verfolgen, sie in ein schwarzes Licht zu stellen, wo immer dies möglich ist, andere Leute gegen sie einzunehmen und besonders auch die sensationsmacherische Presse der Vereinigten Staaten mit dem nötigen Lügenstoff zu versehen. Aus diesem Grunde lesen wir so viel Ungünstiges über die Heiligen der letzten Tage; aus diesem Grunde will die Stimme der Ungunst nicht über sie schweigen.

Was den Wert der von Mrs. Schoff gemachten Angaben im Besonderen angeht, so läßt sich unschwer erkennen, welch Geistes-Kinder sie sind. Wenn selbst die in den östlichen Staaten lebenden Amerikaner, die gewiß das Sensationelle lieben und zu keiner günstigen Meinung über die Heiligen der letzten Tage erzogen worden sind, Zweifel an ihrer Richtigkeit äußern, so muß die Verwandtschaft dieser schönen Dinge mit der Wahrheit allerdings ziemlich entfernt sein. In ihrer Absicht, ihren Lesern die Zustände in Utah recht anschaulich und greifbar vorzuführen, hat die genannte Dame offenbar mehr Eifer als Diskretion gezeigt; bei vielen einsichtigen Menschen wird sie daher gerade das Gegenteil von dem erreichen, was sie sich vorgenommen hatte. Wir haben also von diesem Verleumdungskriege gerade das zu erwarten, was sich auch schon bei so vielen anderen Gelegenheiten immer gezeigt hat — bei vielen Menschen den Wunsch, mit dieser Lehre näher bekannt

zu werden und herauszufinden, was eigentlich dahinter steckt, oder was dasselbe ist, mehr Mitglieder ..... Auch der Teufel predigt das Evangelium Jesu Christi in diesen letzten Tagen, nur sollte man sich nicht verwundern, daß er es auf seine eigene Weise tut. H.

Vermeidet Schulden und Kredit.

Vom Präsidenten Joseph F. Smith. (Aus der Improvement Era.)

(Auf das Übel des Schuldenmachens ist oftmals hingewiesen worden, und die Veranlassung darauf zurückzukommen ist häufig. Der Mann, die Familie, das Geschäftshaus und die Gesellschaft, die sich von Schulden frei erhalten, stehen auf festem Grund und Boden, und sind frei von Sorgen und Schwächen, unter denen die ehrlichen Menschen zu leiden haben, welche sich in finanzieller Abhängigkeit befinden. Wir entnehmen das folgende einem vom Präsidenten Joseph F. Smith geschriebenen Artikel, der sich darin wie folgt äußert).

Vor einigen Tagen kam mir ein Vorfall unter die Augen, der den Wert guter und gesunder Geschäftsmethode zeigt und deshalb wert ist, erwähnt zu werden. In einer unseren Ansiedelungen hatte während langer Jahre ein kooperatives Geschäft bestanden, dessen Handhabung in verschiedenen Händen gelegen hatte. So nachlässig war man bei seinem Betriebe verfahren, daß es im Laufe der Zeit mit vielen tausenden Dollar Schulden belastet war. Der vornehmste Grund, der für diesen Zustand gefunden werden konnte, war, daß durch das Kreditsystem große Summen Geldes in kleinen Beträgen ausständig geblieben waren, die es unmöglich schien einzuziehen. Die Leute bezahlten nicht. Schließlich sahen sich die Direktoren in die Lage versetzt, Umschau zu halten und zu sehen, wie sie aus der schwierigen Finanzlage herauskommen könnten. Man war dafür, das Geschäft zu verkaufen, aber die Aktionäre konnten mit der finanziellen Last, die sie schon auf sich ruhen hatten, kein Anerbieten machen, ohne vielleicht einen neuen Beitrag auszuschreiben. So erschien es schließlich notwendig, den ganzen Bestand an Aktien aufzuopfern. Da erbot sich einer der Direktoren, gegen ein festes Gehalt das Geschäft zu führen, unter der Bedingung, daß man ihm absolute Vollmacht übertrage. Man stand ihm völlige Freiheit zu, und so unternahm er, das Geschäft zu retten. Er kündigte an, daß von jetzt ab nur gegen baar verkauft und daß kein Kredit mehr gegeben werden würde. Die Folge davon war, daß in drei oder vier Jahren das Geschäft sich wieder erholt hatte. Alle seine Schulden waren bezahlt, es hatte Geld in der Bank und befand sich in blühendem Zustande.

Die Lektion, die es hier zu lernen gibt, ist eine der Geschäftsökonomie, eine die die Heiligen der letzten Tage zu Herzen nehmen sollten. Als ein Volk betrachtet, machen wir zu viel Kreditgeschäfte, nicht nur in kaufmännischer Beziehung, sondern auch als Privatleute. Es wäre für uns und unseren Wohlstand — von unserer Gemütsruhe ganz zu schweigen — besser, wenn wir, wie der neue Direktor, uns entschlössen, unsere Geschäfte nur auf der Grundlage der Baarzahlung abzuwickeln, und weder so viel Kredit zu geben noch zu nehmen Warum? Weil Kreditgeschäfte zu Nachlässigkeit und zu einer Extravaganz führen, an die ein Mensch niemals denken würde, wenn er zur Zeit des Kaufens baar zu zahlen hätte. Es kostet zwanzig Prozent mehr, ein Kreditgeschäft zu betreiben, als ein Baarzahlungsgeschäft. Wir können daher annehmen, daß der Kreditgeber diesen Betrag verliert, welches nicht der Fall wäre, wenn baar bezahlt würde. Jemand muß diese Summe bezahlen, entweder der Käufer oder der Verkäufer, bisweilen beide. Das Kreditsystem bringt Leute, wie ehrlich auch ihre Absichten sein mögen, in finanzielle Knechtschaft und üblen Leumund und zerstört häufig ihren guten Namen und Charakter.

Das Kreditsystem führt zum Bankerott, und ist von allen Gründen der häufigste aller finanziellen Mißerfolge. Es legt Leuten Verbindlichkeiten auf, die ihren Charakter sowohl als auch ihren ganzen Lebenslauf ruinieren. Nur der freie Mann ist frei, und kein Mensch mit Schulden ist frei. Von allen Völkern der Erde sollten die Heiligen die freiesten sein; besonders wenn sie ihre Herzenswünsche als Heilige der letzten Tage erfüllen wollen, so sollten sie vor allen anderen von Schulden frei sein.

Der Herr hat seinem Volke gelehrt, alle Extravaganz zu meiden und es ist, gerade so sehr eine Pflicht, die wir unseren Familien schuldig sind, innerhalb unserer Mittel zu leben und sie vor Schulden zu bewahren, als es unsere Pflicht ist, unser Leben in anderen Beziehungen ihrem zeitlichem und geistlichem Fortschritt und Schutze zu widmen. In der Tat, uns vor Schulden zu bewahren, und uns finanziell frei zu halten, sind Bedingungen, von welchen sowohl unser zeitlicher als auch unser geistlicher Fortschritt abhängt. Viele gute Männer haben zur finanziellen Knechtschaft sich erniedrigen müssen, weil ihre Familien an ein extravagantes Leben gewöhnt waren. Sie verlangen Muße, schöne Kleider und Unterhaltung über den Rahmen des Familieneinkommens hinaus. Dann zieht sie das gefährliche Kreditsystem noch tiefer hinab, bis ihnen nicht allein der finanzielle, sondern auch der moralische Untergang ins Gesicht starrt. Täuschung, Lügen, Stehlen und allgemeine Demoralisation des Charakters folgen.

Wir haben es sehr notwendig, in vielen Beziehungen ökonomisch zu sein, um uns vor finanzieller Knechtschaft zu bewahren. Auf dem Landgute, wenn wir Wagen und Maschinen kaufen; in dem Hause, in Nahrung und Kleidung und Unterhaltung. Außerdem wird es nicht nur Mode, beständig jeden Vergnügungsort und jedes Theater während der Saison zu besuchen, sondern auch weite Reisen nach Osten und Westen, Süden und Norden zum Vergnügen und zur Unterhaltung zu machen. Man braucht kein großer politischer Ökonomist zu sein, um als das Resultat einer solchen Lebensweise finanziellen Untergang zu prophezeien, besonders wenn das Geld zu diesen Zwecken geborgt wird.

Auch mehrt sich unter dem Kreditsystem die Extravaganz. Die Leute werden ermutigt, über ihre Bedürfnisse hinaus zu kaufen, und in der Begleichung ihrer Verpflichtungen nachläßig und gleichgültig zu werden. Ehrlichkeit sollte ein Charakterzeichen nicht nur des Volkes, sondern auch des Einzelwesens sein, und wo das Kreditsystem die Regel ist, wird die Beobachtung dieses Prinzips vernachlässigt, das Bezahlen der Schulden verschoben, und das Geld zu andern Zwecken verwandt. Die Heiligen sollten lernen, daß das nicht richtig ist und schwere Übelstände nach sich zieht. Geld, das ihnen nicht gehört, wird in Luxus, mit Ausflügen und Vergnügungsreisen ausgegeben; Geld, dessentwegen man Schulden gemacht hat, um die notwendigen Dinge des Lebens damit zu beschaffen. Kein Luxus für unnötiges Reisen, für Kleidung und Essen und Trinken, für Vergnügen und Unterhaltung sollte von den Familienvätern erlaubt noch von ihren Angehörigen derselben verlangt werden, bis die ehrlichen Schulden für die notwendigen Dinge des Lebens bezahlt sind. Dies ist ein guter Vorsatz für junge Männer, die Geschäftsleute zu werden gedenken, und auch für solche, die es schon sind. Innerhalb seines Einkommens zu leben, seine Schulden prompt zu bezahlen, Kredit sowohl im Geben als auch im Nehmen so viel als möglich zu vermeiden, sind alte aber gute Geschäftsregeln. Die Beobachtung derselben sollte besonders für den Menschen eine feste Gewohnheit werden, der in zeitlichen Geschäften zu gedeihen wünscht, und die Grundlage eines Charakters legen möchte, auf der ein großes geistliches Gebäude errichtet werden kann.

Und zuguterletzt, bezahle deine Schulden während noch die Zeiten gut sind, und dann halte dich frei von ihnen, bezahle für deine Bedürfnisse eines nach dem dem anderen, wie sie an dich herantreten, und betreibe alle deine Geschäfte auf der Grundlage der Baarzahlung.

Der Mensch nur ein Verwalter.

Es würde zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Arm und Reich keine Schwierigkeiten geben, wenn ein jegliches sich nur als ein Verwalter dessen, das er besitzt oder erwirbt, betrachtete. Die Mahnung der Schrift „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden“, wird häufig mißverstanden. Viele Menschen häufen für sich und die Ihrigen Reichtümer auf und vergessen, daß die einzige Rechtfertigung, die das Erwerben von Reichtümern hat, darin besteht, sie richtig zu verteilen und dort anzuwenden, wo sie der größten Anzahl von Gottes Kindern vom größten Nutzen sein können.

„Die Erde ist des Herrn und was drinnen ist.“ Einige Menschen handeln, als ob dieser schöne Planet keinen Eigentümer hätte. Sie legen ihre Hände auf alles, das sie bekommen können, entweder durch geschäftliche „Gewandtheit“ oder durch „Glück“, und bedenken niemals, daß sie weder dem Eigentümer der Erde Rechenschaft, noch ihren Mitmenschen, seinen Kindern, ein Zeichen der Liebe schuldig sind. Aber der sterbliche Mensch besitzt eigentlich gar nichts. Seine Verwalterschaft ist kurz. Die Herden, die Scharen, die Tiere auf „den tausend Hügeln“ gehören dem Herrn. Sein sind die Wälder, die Steinbrüche, alle die Adern von Silber und Gold. Die Heilige Schrift erkennt die Idee der Verwalterschaft des Menschen an, nicht aber seine Eigentümerschaft. Was der Mensch besitzt, ist ein Darlehen vom Herrn; er hat nur den Verwalterposten inne: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?“

Es ist diese Wahrheit, die der Herr in seine Kinder durch das Gesetz des Zehnten eingepflanzt, eine Wahrheit, die wir verstehen und ausüben müssen, wenn wir vollkommen werden wollen. Denn nur durch das Gesetz der Aufopferung kann Fortschritt gemacht werden. Wenn der Mensch seine absolute Abhängigkeit vom Herrn anerkennt, wird er am nützlichsten sein, weil er dann alle Gaben, die er hat, dem Herrn für das Wohl seiner Kinder zur Verfügung stellen wird.

Deseret News.

Nachrichten aus dem Missionsfelde.

Die in dem letzten Quartale getane Arbeit zeigt recht erfreuliche Fortschritte über die des vorhergehenden. Vom Juli bis zum Oktober wurden getauft: 163 Personen; vom April bis zum Juli nur 96. Das Priestertum erhielten im zweiten Quartal 35 Personen, im dritten 23. Die Todesfälle im zweiten Viertel belaufen sich auf 9, im dritten Viertel auf 8. Von den Arbeitern im Missionsfelde wurden im zweiten Quartal 721 Traktate pro Mann und 8 Bücher ausgegeben; im dritten stieg ihre Tätigkeit auf 1116 Traktate pro Mann und 8 Bücher. Auch die Zahl der im letzten Viertel mit Fremden über das Evangelium gehabten Unterhaltungen ist gestiegen, von 100 pro Mann auf 171 pro Mann. Selbst die Abonnenten des „Stern“ haben sich auf erfreuliche Weise gemehrt, ein Zuwachs von 13 im zweiten Viertel und von 27 im dritten.

Je mehr man die Ausbrettung des Evangeliums zu hindern sucht, desto mehr hilft man ihr.

Über die Unsterblichkeit.

Wenn ein Fisch im Wasser ist, so hat er kein Verlangen nach dem Wasser, sondern läßt sich's wohl darin sein; wirft man ihn aber aufs Land, so fühlt er, daß er nicht ist, wo er seiner Natur nach sein sollte, und springt und zappelt.

Wenn also wir Menschen ein angeborenes Verlangen nach Unsterblichkeit haben, so ist es klar, daß wir in unserer jetzigen Lage nicht sind, wo wir sein sollten. Wir zappeln auf dem Trockenen, und es muß irgend wo ein Ozean für uns sein.
Matthias Claudius.

Notice.

Elders changing their address should advise the mission office of this fact at their earliest convenience, as it will save delays, missending correspondence, etc.

As the year is drawing to its close, branch presidents should see to it that all dues for the „Stern" are collected in time and sent in at the end of the quarter. No subscription outstanding for 1905 or previous years should be allowed to go over to 1906.

Anzeige.

Wir bitten hierdurch alle Leser des „Stern", welche denselben direkt durch die Post vom Missionsbureau empfangen, während dieses Quartals den Subskriptionspreis zu begleichen, insofern sie es noch nicht getan haben. Mit dem Schlusse dieses Jahres wünschen wir alle Geschäftsangelegenheiten für dasselbe erledigt zu sehen, damit der Rechnungsabschluß nicht verzögert zu werden braucht.

Angekommen.

Die Ältesten Fred. G. Kohlhepp und Richard K. Bridge sind, der erstere aus American Falls, Idaho, der letztere aus der Salzseestadt, am 1. Oktober angekommen und haben ihre Arbeit bereits begonnen.

Wir wünschen unseren Brüdern in ihrem neuen Wirkungskreise reichlichen Erfolg und den Segen des Herrn.

Inhalt:

Die Originalität d. Buches Mormon 305
Meine Bekehrung zum Evangelium und mein Zeugnis von seiner Wahrheit 310
Die Geschichte des Propheten Joseph Smith 311
Zeichen der Zeit 314
Vermeidet Schulden und Kredit . 317
Der Mensch nur ein Verwalter . . 319
Nachrichten aus dem Missionsfelde 319
Über die Unsterblichkeit 319
Notice 320
Anzeige 320
Angekommen 320

Der Stern erscheint monatlich zwei Mal.
Jährlicher Abonnementpreis: 5 Fr., Ausland 4 Mk., 1 Dollar.

Verlag und verantwortliche Redaktion und Adresse des schweizerischen und deutschen Missionskomptoirs:

Serge F. Ballif, Höschgasse No. 68, Zürich V.

Druck von Jean Frey, Dianastraße 5 u. 7, Zürich. 17757